
„Wird der Menschensohn, wenn er kommt, Glauben vorfinden?“

Über die Glaubenshaltung der Zukunft

Joachim Reger / Trier

Glaube ist Wagnis, beinhaltet die Bereitschaft, etwas als real zu nehmen, was die Gegenwart, das sinnlich Fassbare überschreitet. Insofern ist Glaube Offenheit für den Einbruch des Neuen, Hoffnung auf die Verwirklichung des Unmöglichen. Der Glaube ist aber mehr als der Bruch, die Diskontinuität mit der Wirklichkeit. Er entsteht und behält seine Kraft nur, wenn ihm ein begründeter Anlass gegeben wird. Hoffnungen, die sich erfüllen, Menschen, die in noch so trostlosen Situationen den Glauben nicht verlieren, können bewegen, das Unmögliche trotz allem zu erwarten. Glaube ist daher ein unableitbarer, zuinnerst personaler Akt, der aus der Mitte der Existenz hervorgeht und diese zum Ausdruck bringt. Er wird aber angestoßen, begründet und getragen durch die Wirklichkeit, die den Menschen umgibt.

Dieses Umfeld hat sich grundlegend gewandelt. Die Atomisierung des gesellschaftlichen Milieus nimmt dem Menschen zunehmend die Orientierungspunkte, die traditionell zur Vergewisserung der Glaubensüberzeugung zur Verfügung standen. Die Flüchtigkeit der Lebensgestaltung macht die wirkliche Begegnung immer schwerer. Rituale verlieren ihre bergende Kraft. Die kulturelle Griffigkeit erodiert. Institutionen werden zunehmend fragwürdig.

Agonie oder Reinigungsprozess?

Die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation scheint weitgehend gescheitert zu sein. Die Suche der jungen Menschen nach Inhalten, an die zu glauben sich lohnt, berücksichtigt die Kirche selbst dann kaum, wenn sie religiös bestimmt sind. Die zurückliegenden Ereignisse bewirken, dass von vielen Menschen nicht mehr die Botschaft Christi, sondern die Kirche als Skandalon empfunden wird. Mit sich selbst beschäftigt, fällt sie für viele als Versicherungsinstanz des Glaubens weitgehend aus. Die vielfach geplanten, oft schon verwirklichten Großpfarreien lassen den zukünftigen Rückzug der Kirche vor Ort erahnen, der eine persönliche Vergewisserung der Glaubensüberzeugung zunehmend erschwert.

Diese Entwicklung kann unterschiedlich bewertet werden: Sie kann als Agonie der Kirche in Deutschland angesehen werden, als Endpunkt einer sich schon lange andeutenden Entwicklung. Sie wird aber auch als Zeichen dafür interpretiert, dass sich die Kirche in einem grundlegenden Reinigungsprozess befindet, aus dem sie am Ende gestärkt hervorgehen wird. Wie auch immer diese Entwicklung zu bewerten ist, stellt sie eine Krise des Glaubenden dar, der auf die Vergewisserung seiner Hoffnung angewiesen ist. Sie macht eine Besinnung auf jene Haltungen notwendig, die für den Glauben der Zukunft unerlässlich sind.

Was ist Glaube?

Der Glaube ist ein Grundwort und daher inhaltlich schwer zu bestimmen. Der Bedeutungsgehalt reicht vom bloßen Meinen, im Gegensatz zum Wissen, über die vertrauensvolle Hingabe an einen Menschen, bis hin zur religiösen Verwendung des Begriffs als „innigste und lebensvolle Verbindung mit Gott“ (*Gaudium et Spes*, art. 19,1). Glaube, verstanden als religiöser Grundakt, ist eine komplexe Wirklichkeit, was die Breite der Glaubenswissenschaft mit Nachdruck belegt.¹ Das II. Vatikanische Konzil betont vor allem die personale Verfasstheit des Glaubens. Gott hat es gefallen, „sich selbst zu offenbaren“. Er möchte in eine freundschaftliche Beziehung zu den Menschen treten: „In dieser Offenbarung redet der unsichtbare Gott ... aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde ... und verkehrt mit ihnen ..., um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen“ (*Dei Verbum*, art. 2).

Eine personale Beziehung ist ein komplexes, dynamisches Geschehen. Die Bestimmung des christlichen Glaubens als personale Wirklichkeit verleiht dem Glauben daher eine spannungsreiche, geradezu paradoxe Struktur. Der Glaube ist sicher und unsicher zugleich. Er ist unsicherer als jede wissenschaftliche, positive Erkenntnis, da er verlangt, etwas als real zu nehmen, was den Sinnen nicht unmittelbar zugänglich ist. Andererseits begründet der Glaube eine Sicherheit, die der der rationalen Einsicht überlegen ist. Wahrer Glaube ist unerschütterlich. Er vertraut auch dann, wenn der gesunde Menschenverstand Bedenken hat. Er lässt sich nicht einfach durch neue Erkenntnisse falsifizieren. Er hofft auch noch in absoluter Dunkelheit.

Der Glaube ist Wissen und Hoffen zugleich. Er beinhaltet die Hoffnung, durch einen Menschen oder Gott in eine Wirklichkeit geführt zu werden, wel-

¹ Hier nur einige Publikationen für weitere Literaturhinweise: J. Alfaro, *Glaube*, in: Herders Theologisches Taschenlexikon 3 (1972), 88–104; Ch. Berchthold/M. Seckler, *Glaube*, in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe 2 (1984), 91–109; *Katechismus der Katholischen Kirche*. München 1993, n. 26–184; *Katholischer Erwachsenen-Katechismus*. München 1985, 13–58; G. Lanczkowski u.a., *Glaube*, in: TRE 13 (1993), 275–365; P. Neuner, *Der Glaube als subjektives Prinzip theologischer Erkenntnis*, in: Handbuch der Fundamentaltheologie 4 (2000), 23–36 u. M. Seckler u.a., Art. *Glaube*, in: ³LThK 4 (2006), 666–692.

che den bisherigen Horizont überschreitet. Der Mensch sehnt sich nach Vollkommenheit; er ist daher auf die Überschreitung seiner Welt angelegt, von der er sich die Erfüllung seiner Sehnsucht erhofft. Diese Hoffnung geht aber nur dann nicht ins Leere, wenn sie begründet ist. Sie kann nur bestehen, wenn sie ein Fundament in der Wirklichkeit hat: Der Mensch setzt seine Hoffnung auf einen anderen, wenn dieser durch seine Taten bezeugt hat, dass er dessen würdig ist. Er traut Gott, weil er aus der Geschichte weiß, dass Gott treu ist und auch in Zukunft zu seinem Wort steht.

Als personale Wirklichkeit erwächst der Glaube zugleich aus dem subjektiven Zeugnis und dem objektiven Inhalt. Glaube ist nicht nur ein Gefühl, eine Befindlichkeit, sondern richtet sich aus an Fakten und Gehalten, die einleuchten. Unsinn sollte nicht geglaubt werden. Glaube verlangt aber gleichzeitig, Dinge als wirklich zu nehmen, die nicht einfach offen liegen wie eine naturwissenschaftliche Tatsache. Sie erlangen ihre Plausibilität daher nicht nur durch die Stringenz der Fakten, sondern durch die Glaubwürdigkeit des Zeugen. Personen und Inhalten wird geglaubt, wenn der objektive Inhalt durch die Authentizität des Zeugen gedeckt ist.

Schließlich ist der Glaube individuell und gemeinschaftlich zugleich. Er fordert die Hingabe der ganzen Existenz und betrifft daher den Menschen unmittelbar. Nachfolge darf also niemals die Kopie des Ideals sein, sondern muss grundsätzlich die Signatur des Glaubenden tragen. Der Glaube fällt dabei nicht vom Himmel, sondern wird initiiert, objektiviert und getragen durch den Kontext, in dem der Mensch lebt. Der je eigene Glaubensakt ist daher grundsätzlich angewiesen auf die Gemeinschaft, aus der der Glaubende kommt und in der er verwurzelt ist.

Die komplexe, ja paradoxe Struktur des Glaubens ist kein Mangel, sondern erwächst unmittelbar aus dem Verständnis des Glaubens als personales Geschehen. Als sachliche, distanzierte Zustimmung zu bestimmten Inhalten ist der Glaube eindimensional. Wird er allerdings bestimmt als freiheitliches, durch die Gnade Gottes bewirktes Sich-Anvertrauen an Gott (vgl. *Dei Verbum*, art. 5), dann impliziert er jene Komplexität, die personalen Beziehungen grundsätzlich eigen ist. Seine Dynamik erhöht sich noch durch die Tatsache, dass Gott, anders als bei der Beziehung zu Menschen, meist nicht unmittelbar wahrgenommen werden kann. Die Frage ist nun, wie sich die komplexe Wirklichkeit des Glaubens angesichts der anfangs beschriebenen Veränderungen gestalten muss, um bestehen zu können. Welche Grundhaltungen sind gefordert, damit der Menschensohn, wenn er wiederkommt, noch Glauben vorfindet (vgl. Lk 18,8)?

Konzentration auf die Mitte

Die schwindende Präsenz der Kirche vor Ort macht eine Konzentration auf die Mitte des christlichen Glaubens notwendig. Die Thematisierung der Mitte ist meist ein Indiz dafür, dass sich eine Institution, eine Gesellschaft in einer Krise befindet. Die Kirche macht hier keine Ausnahme. Die christologischen Reflexionen der ersten Jahrhunderte, die Konzilien, die zahlreichen dogmatischen Beschlüsse können daher als Versuche gewertet werden, die Mitte des christlichen Glaubens angesichts einer konkreten Krisensituation neu zu bestimmen.

Die Mitte des Christentums ist Jesus Christus. Diese Feststellung erscheint zunächst eher trivial. Die personale Charakterisierung des Glaubens führt aber dazu, dass die Mitte des christlichen Glaubens ein dynamisches Geschehen darstellt, das nicht durch die Formulierung einer Essenz von Fundamentalartikeln erfasst werden kann. Eine bloße Wesensbestimmung des Christentums kann diese Lebendigkeit nicht einfangen. In diesem Zusammenhang ist die Versuchung zu sehen, angesichts der zu erwartenden Entwurzelung der christlichen Existenz in jene Bestimmungen des Christentums zurückzufallen, welche systemische, strukturelle bzw. rituelle Sicherheiten versprechen. Dieser Weg wird in Zukunft immer weniger gangbar sein, da die Plausibilität solcher Sicherungssysteme fragwürdig wird. Die Strecke, die zurückgelegt werden muss, um traditionelle Formen der Frömmigkeit zugänglich zu machen, wird länger werden. Ihre bloße Behauptung reicht für die Neuerschließung und Revitalisierung des Glaubens nicht aus.

Der Fundamentalismus stellt nicht die einzige falsche Antwort auf die Ausgesetztheit der zukünftigen christlichen Existenz dar. Als Irrweg muss gleichfalls die Konzentration auf das so genannte Kerngeschäft angesehen werden, wenn darunter nicht die Bindung an Christus, sondern vor allem der Rückzug auf traditionelle Strukturen und Tätigkeiten der Kirche verstanden wird. Die nicht selten zu beobachtende fast ausschließliche Fixierung auf die Pfarrei als Tätigkeitsfeld verkennt, dass die meisten Christen nicht mehr pfarrlich gebunden sind und die Gemeinden in naher Zukunft schon aus demographischen Gründen implodieren werden. Die Notwendigkeit der Pfarrei erwächst aus ihrer Funktion, Gott vor Ort konkret zu machen. Die sich abzeichnende Ausdünnung der Präsenz der Kirche vor Ort macht es aber notwendig, nach neuen Modellen für die Konkretion der Wirklichkeit Gottes zu suchen.

Die Mitte des Christentums besteht nicht in abgegrenzten Inhalten oder Struktureinheiten, sondern in Jesus Christus. Eine solch personale Bestimmung eröffnet die Möglichkeit, Gott in allen Dingen zu suchen. Sie überwindet eine verengte Betrachtungsweise, da die Begegnung mit nach Gott suchenden Menschen an keine Organisationsform und an keinen Ort gebunden ist. Die zu erwartende Ausgesetztheit des Christen in der Zukunft bietet die Chance, sich die-

ser Neubestimmung der Mitte des Christentums zu stellen und so zu einer vertieften Christusbeziehung zu gelangen.

Glaube und Unglaube

Die Verflüchtigung des traditionellen kirchlichen Milieus erschwert die Identifikation heilsrelevanter Orte. Die Kirche versteht sich als Wirklichkeit, die zum Heil notwendig ist. Die Mitgliedschaft in der Kirche wird dabei durch „Bande“ bestimmt, welche klar regeln, wer zur Kirche gehört und wer nicht. Die „Bande“ bestehen traditionell in der Zustimmung zum Glaubensbekenntnis, dem Empfang der Sakramente und der Wahrung der Einheit mit der institutionell-hierarchischen Verfassung der Kirche. Das II. Vatikanische Konzil betont daher in *Lumen Gentium*, art. 14: „Jene werden der Gemeinschaft der Kirche voll eingegliedert, die, im Besitz des Geistes Christi, ihre ganze Ordnung und alle in ihr eingerichteten Heilsmittel annehmen und in ihrem sichtbaren Verband mit Christus, der sie durch den Papst und die Bischöfe leitet, verbunden sind, und dies durch die Bande des Glaubensbekenntnisses, der Sakramente und der kirchlichen Leitung und Gemeinschaft.“

Die Reflexion der eigenen, oft sündhaften Geschichte sowie die durch die Globalisierung sich ergebende Wahrnehmung anderer Religionen bewegte das Konzil, zwischen der Kirche Christi und der katholischen Kirche zu unterscheiden und eine gestufte Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zu formulieren. Die statische Vorstellung von wirklicher und nichtwirklicher Gemeinschaft mit der Kirche wurde überwunden. Bei aller Behauptung der Heilsnotwendigkeit der Kirche wurden auch die anderen Religionen als Heilswege gewürdigt. Das Konzil bezog diese differenzierte Position aber nicht nur auf das Verhältnis der Kirche zu den anderen Religionen, sondern auch auf die Katholiken. Der Besitz des Geistes Christi wird als entscheidendes Kriterium der Kirchenzugehörigkeit vorangestellt. Diese Spiritualisierung lässt eine rein äußerlich-organisatorische Zugehörigkeit zur Kirche, ohne existentielle Anteilnahme am Heiligen Geist und der von ihm gewirkten Gemeinschaft, als fragwürdig erscheinen. Das Konzil formuliert daher konsequent: „Nicht gerettet wird aber, wer, obwohl der Kirche eingegliedert, in der Liebe nicht verharrt und im Schoße der Kirche zwar ‚dem Leibe‘, aber nicht ‚dem Herzen‘ nach verbleibt.“ (*Lumen Gentium*, art 14).

Die vom II. Vatikanischen Konzil vollzogene Spiritualisierung des Kirchenbegriffs entspricht der beschriebenen Glaubenssituation der Zukunft. Die Christen werden auch weiterhin durch die traditionelle Initiation von Taufe, Eucharistie und Firmung in die Kirche aufgenommen, wobei allerdings die steigende Diskrepanz zwischen denjenigen, die der Kirche dem Leib, aber nicht dem Geist nach eingegliedert sind, die gängige Praxis der Initiation als zunehmend frag-

würdig erscheinen lässt. Die Verflüchtigung des katholischen Milieus wird diese Diskrepanz weitgehend beseitigen, da der Glaube ohne Netz das wirkliche Be-kenntnis provoziert. Die Masse derer, die der Kirche dem Leib nach eingegliedert sind, ihr aber nicht wirklich im Geist zugehören, wird zusammenschmelzen. Gleichzeitig wird die Grenze zwischen Glaube und Unglaube nicht mehr an der Kirchenzugehörigkeit festzumachen sein, da viele den Weg der Nachfolge Christi ohne Vermittlung der Kirche gehen. Die vom II. Vatikanischen Konzil konze- dierten Spuren Christi auch außerhalb der katholischen Kirche werden deutli- cher werden. Die Glaubenshaltung der Zukunft wird im Mut zum Wagnis be- stehen, auch dann an der Kirche festzuhalten, wenn ihre Sichtbarkeit verblasst und die religiöse Prägung der Kultur keinen Halt mehr vermittelt. Sie kommt aber auch dadurch zum Ausdruck, den Spuren Christi außerhalb der sichtbaren Kirche nachzugehen.

Memoria passionis

Damit ist bereits angedeutet, dass die abnehmende Präsenz der Kirche vor Ort den Gläubigen stärker auf sich selbst verweist. Die Eigenverantwortlichkeit des Christen, seine Mündigkeit sind gefordert. Das Christentum büßt seine Rolle als „Leitkultur“ zunehmend ein. Damit verlieren die christlichen Rituale und Bräu- che ihre prägende Kraft. Der Glaube fällt als solidarisierendes Element weitge- hend aus. Anknüpfungspunkte fehlen; das ontologische Band zerreißt. Die Ana- logie, die von Ähnlichkeiten zwischen den Menschen, aber auch zwischen Menschen und Gott ausgeht, wird fragwürdig. Der Glaube wird vereinzelt, aus- gesetzt, spröde sein, nicht als Zeichen von Resignation, sondern als Konsequenz aus der mangelnden Plausibilität, welche dem Christentum in der modernen Welt zukommt. Der Glaube geht nicht einfach auf, ist nicht schlüssig.

Gott erscheint daher als verborgener Gott, als *deus absconditus*. Seine Selbst- offenbarung ist die des Entzugs. Je mehr er sich zeigt, umso geheimnisvoller wird er. Der Christ wird zum Gottesstreiter. Er ringt nicht so sehr für Gott als mit ihm. Die Worte des 77. Psalms zeigen dies exemplarisch: „Ich rufe zu Gott, ich schreie, ich rufe zu Gott, bis er mich hört. Am Tag meiner Not suche ich den Herrn; unablässig erhebe ich nachts meine Hände, meine Seele lässt sich nicht trösten. (...) Ich sinne nach über die Tage von einst, ich will denken an längst vergangene Jahre. (...) Da sagte ich mir: „Das ist mein Schmerz, dass die Rechte des Höchsten so anders handelt.““

Die Theologie der Zukunft verkündet nicht die Botschaft des Sieges, des Tri- umphes, der Feier. Die lauten Töne gehen an der Wirklichkeit des Glaubenden vorbei. Sie setzen den zweiten Schritt vor den ersten. Plausibel erscheint eher die Theologie des Kreuzes. Sie besteht im Mut, die Trostlosigkeit auszuhalten, wider

die scheinbare Hoffnungslosigkeit zu hoffen. Sinn erwächst nicht aus der Behauptung, dass der Dunkelheit das Licht folgt, sondern dass in der Dunkelheit Christus die Hand des Menschen ergreift. Das Lob des Lebens ertönt unter Tränen. Die Kirche wird glaubwürdig, wenn sie es wagt, in diese Dunkelheit einzugehen, wenn sie Mut zur Kleinheit, zur Konkretion aufbringt. Die Partikularität ist die einzige Metaerzählung, die noch universalen Anspruch erheben kann.

Die Ausgesetztheit des Gläubigen der Zukunft ist eine große Chance. Seine Trostlosigkeit mit Resignation zu verwechseln, ist ein sicheres Indiz dafür, dass die veränderte Situation des Glaubenden nicht verstanden wird. Die Kirche, die Christen bekommen die Gelegenheit, den eigenen Glauben auf Herz und Nieren zu prüfen. Die Konzentration auf Christus offenbart das eigentliche Anliegen des Christentums. Es besteht bei aller Notwendigkeit, das Reich Gottes schon jetzt erfahrbar zu machen, in der endgültigen Rettung des Menschen am Ende der Zeit. Die Glaubenshaltung der Zukunft wird daher wesentlich eschatologisch geprägt sein, nicht im Sinne einer Vertröstung auf eine jenseitige Welt, sondern als Bewusstsein, letztlich nicht von dieser Welt zu sein. Die reduzierte Präsenz der Kirche in der Gesellschaft, ihre abnehmende weltliche Macht legen ihre eigentliche Bestimmung frei und scheiden die Geister in der Gesellschaft und in der Kirche.

Liebe zur Welt

Die abnehmende Selbstverständlichkeit des Christentums macht den Glauben fragwürdig. Er muss sich daher zunehmend rechtfertigen, seine Hoffnung vor dem Forum der Vernunft und der Erfahrung der Menschen verantworten. Die Glaubenskompetenz gewinnt an Bedeutung. „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ (1 Petr 2,9). In dieser Fragwürdigkeit liegt eine große Chance. Sie kann zu einem vertieften Verständnis der eigenen Religion führen.

Die eigentliche Herausforderung für den Glaubenden der Zukunft liegt darin, dass viele den christlichen Glauben nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Diese Distanz ist nicht unbedingt die Folge negativer Erfahrungen, sondern erwächst vielfach aus der Überzeugung, das eigene Leben auch ohne Religion sinnvoll gestalten zu können. Die Behauptung, nur mit Jesus Christus könne das Leben gelingen, verliert zunehmend an Glaubwürdigkeit. Diese Tendenz wird sich durch die mangelnde Präsenz der Kirche vor Ort noch verstärken. Die institutionalisierte Verflechtung von Kirche und Staat lockert sich. Die Kirche verliert ihre prägende Kraft. Die Analogie zwischen Leben und Glauben geht verloren. Das Leben ohne Gott erscheint stimmig.

Die große Gefahr dieser Entwicklung besteht darin, dass sich die Kirche, der Glaubende resignativ in sich selbst zurückziehen. Erkennbar wird diese Tendenz gegenwärtig in der Beschränkung der pastoralen Konzeptionen auf die Kernbereiche der traditionellen Seelsorge. Sie läuft deshalb ins Leere, weil die lokale Präsenz der Kirche in Zukunft nicht mehr aufrechterhalten werden kann und das Leben der Menschen, auch der Katholiken, vielfach in anderen Bereichen stattfindet.

Damit ist die augenblicklich wohl stärkste Versuchung angesprochen, die von dieser Entwicklung ausgeht. Sie besteht in der Tendenz, die Komplexität der Wirklichkeit nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen und diese durch einfache Lösungen bewältigen zu wollen. Sie ist die eigentliche Wurzel des Fundamentalismus: Er erwächst aus der mangelnden Kraft, die Spannung von Religion und Welt zu ertragen, und äußert sich im Versuch, sich der Welt durch Abgrenzung oder Anbiederung zu bemächtigen, als Flucht in eine Religion des Gefühls oder in Gestalt des Selbstmitleids im Sinne einer depressiven Apathie.

Die entscheidende Glaubenshaltung der Zukunft ist die der Anteilnahme. Sie besteht in der Bereitschaft, sich mit der Komplexität der Welt auseinanderzusetzen, also zur Kenntnis zu nehmen, dass sich die Wege zu Gott immer vielfältiger gestalten. „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (Joh 1,14a). Dieses Bekenntnis des Johannesprologs verdeutlicht, dass die Mitte des Christentums in der Hingabe Gottes an die Welt besteht. Das zentrale Signum des christlichen Gottes ist, dass dieser nicht in sich verblieben ist, sondern sich einmischt. Das Motiv für das Interesse Gottes an der Welt ist die Liebe. Die notwendige Offenheit des Gläubigen, sich auf die Komplexität der Wirklichkeit einzulassen, ist somit letztlich nicht erkenntnistheoretischer Natur, sondern erwächst aus der Liebe zur Welt. Der Fundamentalismus in all seinen Ausprägungen widerspricht dieser Hingabe, da er die Offenheit der Liebe nicht in sich trägt.

Initiative und Vernetzung

Die Ausdünnung der strukturellen Präsenz der Kirche vor Ort kappt traditionelle Verbindungen und verweist den Gläubigen auf sich selbst. Die zentrale Bedeutung der kirchlichen Gemeinde vor Ort besteht darin, dass sich die Gläubigen gegenseitig im Glauben bestärken und sich ihr Glaube, durch die Anbindung an die Gesamtkirche, objektiviert. In dem Maße, wie diese Anbindung wegfällt, besteht die Gefahr, dass der Gläubige isoliert wird und die Gemeinde nur noch selbstbezogen agiert. Die Erosion der territorialen Präsenz der Kirche scheint zunächst dem gegenwärtigen Trend zu entsprechen. Die meisten Katholiken leben ihren Glauben, wenn sie es überhaupt noch tun, ohne Anbindung an ihre Gemeinde.

Der Wohnort entscheidet immer weniger über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinde. Die Pfarrei ist sich ihrer Einbindung in die Gesamtkirche meist nicht wirklich bewusst. Ein diözesanes Wir-Gefühl existiert kaum. Vielfach wird nicht einmal die Nachbargemeinde, selbst wenn sie vom gleichen Pfarrer betreut wird, wirklich wahrgenommen.

Die Entsprechung von abnehmender kirchlicher Präsenz vor Ort und der Lösung traditioneller kirchlicher Bindungen ist aber insofern trügerisch, als der Rückzug der Kirche nicht als Antwort auf die beschriebene Situation erfolgt, sondern in den immer knapper werdenden personellen und finanziellen Resourcen gründet. Die Ablösung des Gläubigen von der Bindung an die Kirche ist entsprechend nicht das Resultat einer intensivierten Suche nach Gott, vielfach nicht einmal die Konsequenz eines überzeugten Atheismus, sondern eines Lebenskonzepts, in dem der Glaube und erst recht die Kirche nicht mehr vorkommen.

Die gegenwärtige Entwicklung bewirkt, dass die bisherigen Vernetzungen brüchig werden, schon deshalb, weil die Kirche vor Ort, nicht selten analog zum Vereinswesen strukturiert, so nicht mehr existieren wird. Die Antwort auf diese Entwicklung besteht in der konsequenten Förderung der Eigeninitiative des Gläubigen, also der Erziehung zum eigenverantwortlichen Handeln in der Kirche. Das Streben nach Vernetzung wird zur zentralen Glaubenshaltung, die zunehmend selbst initiiert werden muss, da sie im Rahmen der Ortskirche nicht mehr geleistet wird. Das Versorgungsdenken, aber auch die Zentrierung auf den Pfarrer gehören der Vergangenheit an. Die Pfarrei wird zum Ort des Abschieds von alten Gewohnheiten. Die Identität des priesterlichen Amtes muss neu bedacht werden. Seine Bedeutung könnte als authentisches Zeugnis aus der Strahlkraft erwachsen, die sich durch seine Präsenz in überterritorialen Zentren ergibt. Der gegenwärtige Zulauf zu geistlichen Gemeinschaften belegt diese Entwicklung und ist ermutigend. Sie lässt hoffen, dass die gegenwärtige Krise eine Katharsis ist, aus der die Kirche gestärkt hervorgehen wird. Die Hoffnung, dass der Glaube an Jesus Christus, der die Mitte der Kirche ist, weiter bestehen wird, ist berechtigt.